

Über die Autorin:

Eva Maaser, geboren 1948, studierte Germanistik und Kunstgeschichte in Münster. Seit 1999 arbeitet sie als freie Schriftstellerin und hat bereits zahlreiche historische Romane, Krimis sowie Jugendbücher veröffentlicht. Eva Maaser mag Hunde und Katzen sehr gern, sie ist große Gartenliebhaberin und lebt im westfälischen Steinfurt.

Eva Maaser

Eine Gurke macht noch keinen Frühling

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Februar 2014
Knaur Taschenbuch

© 2014 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Regine Weisbrod

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51418-4

2 4 5 3 1

1

Zu Tante Ellas Erbe gehörte leider auch die Leiche, die ich Leben erst in einem Gemüsebeet hinter dem Haus entdeckt hatte. Nun kämpfte ich mit der Vorstellung, dass der Gurkensalat, den wir mittags als Biokostbeilage zur Tiefkühlpizza gegessen hatten, sein herzhaftes Aroma einer problematischen Düngung zu verdanken hatte. Von dem Salat war noch etwas übrig, das hatten wir abends essen wollen. Schaudernd packte ich die Schüssel und leerte sie in den Abfalleimer unter der Spüle. Als ich mich aufrichtete, sah ich etwas vor dem Küchenfenster erscheinen, es schob sich von unten in mein Blickfeld, etwas Schwarzes und Krummes wie das Teleskop eines Unterseeboots.

Vor Schreck machte ich mir beinahe in die Hose.

Stand ich bereits unter Beobachtung? Mit einer Leiche im Garten hat niemand ein ganz astreines Gewissen. Im nächsten Moment wummerte das Teleskop gegen das Fenster, und mir ging auf, dass es sich um die Krücke eines Regenschirms handelte – eines schwarzen Herrenregenschirms. Bevor ich daran denken konnte, mich zu ducken, damit mich niemand hier sah, tauchte ein Gesicht neben der Krücke auf, und jemand sah mir direkt in die Augen.

Ich blinzelte aufsteigende Tränen weg.

Die Krücke schlug wieder zu, mein Puls begann zu jagen.

»Mom?« Die Stimme kam aus dem Wintergarten.

Am besten rannte ich hinaus, um meinen Besuch abzuwimmeln, falls das überhaupt möglich war. Der Schlag der Krücke gegen das Fenster hatte etwas durch und durch Hartnäckiges an sich.

Gleich darauf stand ich auf dem Vorplatz. Eigentlich brauchte ich Zeit zum Nachdenken und war nicht auf Konversation aus. Genauer gesagt, ich war über die Entdeckung im Gemüsebeet so außer mir, dass ich befürchtete, nicht in zusammenhängenden Sätzen sprechen zu können.

Die Tür hinter mir stand halb offen. Es war eine zweiflügelige Scheuentür, von der die rostbraune Farbe abblätterte. Dahinter erstreckte sich ein großer Raum, von dem rechts eine schmale Treppe ins Obergeschoss führte und links über zwei Stufen eine Tür in die Küche. Mit seinem Fußboden aus abgetretenen Sandsteinplatten bildete er eine Art rustikale Diele. Bestückt war sie mit einem großen Eichenschrank, zwei klobigen Armlehnstühlen, einer Runddeckeltruhe, einem seltsamen, spillerigen Eisengestell als Garderobe und einem winzigen Klo im äußersten Winkel hinter der Treppe. Eine große, breite Fenstertür zum Garten ließ von hinten viel Licht herein. Ich dachte über die Frau nach, die mir gegenüber Posten bezogen hatte, und vor allem darüber, was sie sah oder hoffentlich nicht sah. Es war früher Nachmittag, der Garten hinterm Haus lag nach Südwesten, aber da die Sonne nicht schien und nicht mit Blendreflexen zu rechnen war, musste durch die Tür und die gegenüberliegende Fenstertür ein Blick in den Garten möglich sein. In Gedanken versuchte ich das Gurkenbeet zu orten und wurde immer nervöser. Mir fiel der offene Anbau an dieser Seite des Hauses ein. Ein gut einsehbarer Unterstand für Mülltonnen und Gartengerümpel. Von dort, wo sich die Frau befand, konnte sie vermutlich auch durch den Anbau in den Garten schauen – und eventuell auf das Gurkenbeet. Gebannt starrte ich ihr ins Gesicht. Aber sie schielte an mir vorbei, als suchte sie etwas. Sie war um die sechzig, und ich hatte den Namen, den sie genannt hatte, drei Sekunden später bereits vergessen.

Ich hatte keine Erfahrung mit Situationen wie dieser hier. Es war meine erste Erbschaft.

Jetzt sah die Frau mich wieder an.

Ihr Blick durchdrang mich wie ein Angelhaken. Ahnte sie, dass in einem der Gemüsebeete eine Leiche provisorisch bestattet war? War das möglich? Aber wie sollte sie etwas ahnen können, was ich selbst gerade erst entdeckt hatte? Ich merkte, wie wirr meine Überlegungen wurden, konnte mich aber nicht dazu zwingen, klarer und nüchterner zu denken.

Das Atmen fiel mir schwer, doch das lag bestimmt auch am Wetter. Die Luft war so feucht, dass ich den Eindruck gewann, durch einen triefnassen Schwamm Sauerstoff in die Lungen zu saugen. Es kam mir so vor, als wäre ich mit jedem Luftholen näher am Ertrinken.

Dabei nieselte es nur hartnäckig.

Und das war schon eine gewaltige Wetterverbesserung. Denn vor knapp einer Stunde war der reinste Wasserfall durch den Garten gerauscht, hatte Erde weggespült und dabei etwas freigelegt, das meiner bescheidenen Meinung nach niemals hätte freigelegt werden sollen.

Außerdem war es schwülwarm. Meine Kopfhaut begann zu jucken, ich spürte, wie mir der Schweiß, verdünnt vom Regen, durchs Haar rann.

Die Frau vor mir war doch schon einige Jahre über sechzig, korrigierte ich meine erste Einschätzung. Sie hielt ihren großen, schwarzen Regenschirm inzwischen aufgespannt. In dessen Schatten konnte sich das faszinierende Farbenspiel ihrer Kittelschürze nur gedämpft entfalten. Um mich zu beruhigen, versuchte ich den Lilaton, der die Grundfarbe bildete, zu analysieren. Das Entscheidende war allerdings, dass er sich heftig mit sämtlichen Rottönen der aufgedruckten Blümchen biss. Sogar eine Farbschattierung wie von Bitterschokolade

war darunter. Es tat fast weh, das zu sehen und nicht sofort darüber reden zu dürfen. Jetzt jedenfalls nicht.

Alles, was ich aus bestimmten Gründen wollte und ersehnte, war, dass die Frau verschwand. Damit war ich wieder bei meinem Ausgangsproblem angelangt.

Ich wusste ja erst seit einer Viertelstunde, dass mein Erbe mehr umfasste, als ich mir vorgestellt hatte.

Im Blick dieser Frau loderte ungezügelter Neugier. Es war anzunehmen, dass sie Tante Ella gekannt hatte. Bloß wie gut?

»Entschuldigen Sie, wie war Ihr Name?«, stotterte ich.

Über das Fundstück, das zweifelsfrei der Rest einer menschlichen Hand war, hatte ich den schwarzen Plastikeimer gestülpt, in dem ich vor dem Regenguss Gürkchen gesammelt hatte. Zu mehr war ich nach dem Fund nicht fähig gewesen. Die Sache musste erst einmal gründlich durchdacht werden, bevor ich mich zu weiteren Maßnahmen entschloss. Leider war mir der Salat inzwischen auf den Magen geschlagen, so dass ich überhaupt kaum noch denken konnte, und mit jeder Sekunde, die verstrich, meldete sich stärker und stärker Brechreiz.

Nach der Flutwelle hatte ich im Garten etwas Ordnung schaffen wollen. Beim Gurkenpflücken hatte ich versehentlich ein paar Pflanzen herausgerissen, was mir in dem Augenblick nicht besonders schlimm erschien. Die Blattranken wirkten schon ein wenig welk, aber da der Gurkensalat so phantastisch schmeckte, wollte ich nach dem Essen den Schaden beheben und die Pflanzen wieder ordentlich eingraben. Aber von der Idee kam ich erst einmal ab, denn der Regen hatte mitten im Beet ein Loch ausgespült. Und aus dem Loch ragte ...

»Sie müssen die Nichte sein«, sagte meine Besucherin und setzte missbilligend hinzu: »Warum sind Sie nicht zur Beerdi-

gung gekommen? Wir hatten fest mit Ihnen gerechnet. Die ganze Nachbarschaft war da – nur Sie nicht.«

Mir lief das Wasser aus den Haaren, ich stand da wie der sprichwörtliche begossene Pudel und wusste nicht, was ich entgegen sollte. Ich hätte darauf hinweisen können, dass ich nur die Großnichte war.

Was die Frau gedacht, aber nicht gesagt hatte, war: Sie haben alles geerbt und es nicht einmal für nötig befunden, Ihrer Tante die letzte Ehre zu erweisen?

Bestimmt wusste sie, dass ich die Erbin war, so etwas sprach sich in einer Zweitausend-Seelen-Gemeinde schnell herum. Die Missbilligung in ihrer Miene war trotz des Schirmschattens unverkennbar, und ich konnte es ihr nicht einmal verdenken. Bestimmt sah sie in mir die Vertreterin einer Generation, die nicht mehr nach traditionellen Werten erzogen worden war. Aber da irrte sie sich gründlich. Wenn auch, fiel mir nun ein, es meine Mutter Helen mit den besagten Werten selbst nicht so genau genommen hatte, denn sie hätte zur Beerdigung fahren können. Es hat mich gewundert, dass sie sich nicht einmal eine Ausrede einfallen ließ.

Ich wusste erst seit zwei Wochen, dass mir Tante Ella ihr Haus vermacht hatte, genauer gesagt ihren gesamten Besitz – was immer das heißen sollte.

»Nun? Wieso sind Sie erst jetzt hier aufgetaucht?«, brachte sich meine Besucherin wieder in Erinnerung.

Ich musste ihr vorkommen wie eine Schlafwandlerin.

Die Beerdigung Tante Ellas hatte vor vier Wochen stattgefunden, da lag Meggie mit fast vierzig Grad Fieber im Bett und hatte gerade von Sommergrippe auf Bronchitis umgestellt, an die sich noch eine Mittelohrentzündung anhängte. Ich wusste nicht, ob der Hinweis auf die Erkrankung meiner Tochter dem Drachen vor mir als Entschuldigung genügen würde.

Möglicherweise hatte die Frau zu den intimen Freundinnen meiner Tante gehört. Sie spähte an mir vorbei zur Tür. Offensichtlich erwartete sie, dass ich sie hineinbat. Das wäre nur höflich gewesen.

Wir waren erst abends eingetroffen und hatten noch nicht einmal die Koffer ausgepackt. Mein ganzes Arbeitsmaterial war über Nacht im Wagen geblieben, mein Laptop, die Fotoausrüstung, die Box mit den Spezialgrafikkarten, für die ich noch Raten abstotterte, und noch ein paar Schätzchen, die zu meiner Existenzgrundlage gehörten. In Berlin hätte ich mir eine solche Sorglosigkeit nicht erlaubt, aber wer dachte in einem Kaff wie Nienborg an Autoknacker und Diebe?

Autoknacker waren hier vielleicht die harmloseren Verbrecher.

Ich dachte an die Warnung eines Freundes. Sobald ich erwähnt hatte, wo das geerbte Haus stand, hatte er sich über die unterdurchschnittliche Bevölkerungsdichte ausgelassen und dann erklärt, dass die Bewohner dieser Gegend von den Genen her noch auf der Stufe von Höhlenbewohnern standen.

»Mächtige Instinkte, nicht sehr redegewandt?«, hatte ich nachgefragt.

»Die grunzen nur«, hatte er geantwortet.

Fünf Wochen – so lange war Tante Ella jetzt tot – hatten ausgereicht, in ihrem Haus eine Gruftatmosphäre zu schaffen, die selbst bei notorischen Frohnaturen Anfälle von Schwerkmut auslösen musste. Uns war abgestandene Luft entgegengeschlagen, überall lag dicker Staub auf den Möbeln, und ein Geruch durchzog das Haus, den ich nicht einzuordnen wusste. Am ehesten assoziierte man ihn mit Verwesung. Trotz der Mücken, die von draußen zu uns in das hell erleuchtete Haus taumelten, hatte ich alle Fenster aufgerissen. Der Gestank hielt sich dennoch.

Die erste Aufhellung der Atmosphäre war mittags mit dem intensiven Geruch nach frischen Gurken ins Haus eingezo- gen, aber nun konnte ich dem nichts Positives mehr abgewin- nen.

Ich schüttelte mich, streckte eine Hand aus und suchte Halt an der Hausecke hinter mir.

So alt war meine Großtante gar nicht gewesen – erst fünfund- siebzig –, und sie war sehr plötzlich gestorben. Warum sie ausgerechnet mir ihr Haus vermacht hatte, begriff ich immer noch nicht. Sie war alleinstehend gewesen, und irgendwer musste natürlich erben. Aber wir hatten uns nie nahegestan- den. Die Erste in der Erbfolge wäre logischerweise ihre Nich- te, meine Mutter, gewesen.

Von einem Streit zwischen der alten Ella und meiner Mutter war mir nichts bekannt.

Irgendetwas schoss am Rand meines Blickfelds um unser Auto und die entferntere Ecke des Hauses herum. Das machte mich zusätzlich nervös. Hier war alles so anders als in Ber- lin. Schon die erste Nacht hatte mich verstört, weil mir das Verkehrsbrummen von der Schönhauser Allee gefehlt hatte. Bis zu diesem Zeitpunkt war ich bereit gewesen, den Verkehr zu verfluchen – ich hatte ja nicht wissen können, wie abgrün- dig Stille sein konnte. Jetzt bekam sie noch nachträglich eine unheilvolle Bedeutung.

Tante Ella hätte kein Testament hinterlassen müssen, aber sie hatte es getan. Und es bei einem Notar hinterlegt, um ganz sicherzugehen, dass das Haus und alles, was dazugehörte, mir zufiel.

Gestern hatte ich das Erbe noch als Glücksfall betrachtet, jetzt fragte ich mich im Hinblick auf die Leiche: Hatte ich Ella irgendwann so verärgert, dass sie sich posthum an mir rächen wollte?

Es war ein hübsches Haus, falls man Fachwerk, Sprossenfenster und unregelmäßige Grundrisse mochte. Das Gebäude war mehrfach umgebaut und immer mal wieder erweitert worden und wirkte schon von außen ein wenig chaotisch. Die letzte Zutat bestand in einem gigantischen, modernen Wintergarten auf der Rückseite. Es sah so aus, als wäre das Haus an den Wintergarten angebaut worden und nicht umgekehrt. Woher hatte Tante Ella das Geld dafür gehabt? Irgendwie hatte sich bei mir die Meinung festgesetzt, dass sie eine ganz arme Maus gewesen war, die von einer schmalen Rente lebte. Nennenswerte Ersparnisse, hatte mir der Notar am Telefon gleichmütig erklärt, wären jedenfalls nicht vorhanden. Nach Absprache mit der Bank hatte er mir die Kontoauszüge geschickt, die das bestätigten, und ich wusste, dass mein Vater die Beerdigung bezahlt hatte.

Der Blick meiner Besucherin irrte wieder zur Seite, und erst da merkte ich, dass sich Meggie zu uns gesellt hatte. Sie musste durch den Durchgang gekommen sein.

Meggie starrte unsere Besucherin unverhohlen an. Ohne einen Wimpernschlag saugte ihr Verstand jedes Detail der Fremden in sich auf. Ich würde sie später bitten, mir das Muster der Kittelschürze aufzuzeichnen. Kittelschürzen waren in diesem Sommer in Berlin der letzte Schrei, und diese Frau trug eine mit der größten Selbstverständlichkeit. Eine Freundin von mir hatte auf einer Mitternachtsparty Furore mit einer gemacht, die nicht halb so phänomenal wie diese hier gewesen war.

Im Gesicht der Frau zuckte es.

»Meine Tochter«, sagte ich lahm. Normalerweise geht Meggie Fremden aus dem Weg; dass sie sich freiwillig zu uns gesellte, musste einen triftigen Grund haben. Hoffentlich hatte sie nicht unter den Eimer im Gurkenbeet geschaut.

»Guten Tag«, sagte unsere Besucherin reserviert.

»Meggie«, sagte ich mit flacher Stimme.

Meg trat vor, ergriff zackig die Hand der Frau, schüttelte sie, ließ sie los und schnarrte im Stakkato auf einer einzigen Tonhöhe: »Meggie Nollander, sehr erfreut, Sie kennenzulernen.« Hochzufrieden mit sich trat sie einen Schritt zurück.

Der Frau fielen fast die Augen aus dem Kopf.

Wir beide, Meg und ich, sehen uns nur bedingt ähnlich. Meine Haare sind so rot, dass mein Kopf in Sachen Auffälligkeit in Konkurrenz mit einem Feuermelder immer vorn liegt. Dazu kommt noch, dass meine Haare überaus lockig sind und ganz gleich, was ich dagegen unternehme, als wilde Mähne mein Haupt umwallen. Meggies Haarpracht hingegen würde auf jeder Shampoo-Werbung als fototechnisch aufgehübscht angesehen werden, dabei ist alles an ihr echt. Die Haare fallen in großen, schmeichelhaften Wellen auf ihre Schultern, und ihr intensives Rotbraun leuchtet, wie es keine Kur bewerkstelligen könnte.

Meg ist für ihr Alter von elf Jahren groß und dazu athletisch gebaut, ich bin eher klein und ein bisschen mollig. In vier oder fünf Jahren, wenn sie ihre endgültige Größe erreicht haben wird, werde ich wahrscheinlich wie eine Zwergin neben ihr wirken.

Manche halten sie, wenn sie überhaupt eine Verwandtschaft in Betracht ziehen, für meine jüngere Schwester. Das liegt natürlich daran, dass Frauen heutzutage meist erst in meinem Alter – also mit dreiunddreißig – damit beginnen, sich Nachwuchs zuzulegen. Und ich sehe deutlich jünger aus, als ich bin.

»Das ist eine Nachbarin, Meg, sie kommt Hallo sagen«, erläuterte ich dumpf. »Frau ...?« Ich hob die Stimme, um anzudeuten, dass mir immer noch der Name fehlte.

»Da sind sechsunddreißig Schafe auf der Wiese hinterm Haus«, sagte Meggie.

»Siebenunddreißig«, widersprach unsere Besucherin, »es müssen siebenunddreißig sein.«

»Sechsunddreißig«, wiederholte Meggie stur.

»Wenn Meg sagt, es sind sechsunddreißig, sind es sechsunddreißig«, warf ich rasch ein und ahnte bereits den ersten nachbarschaftlichen Konflikt voraus.

»Es sind siebenunddreißig, das muss ich ja wissen, sie gehören meinem Neffen«, entgegnete die Frau ohne Namen und stemmte als Kampfansage eine Faust in die Hüfte.

Ich hatte vorhin vom Garten aus nur einen flüchtigen Blick auf die angrenzende Wiese geworfen. Das hieß, so flüchtig war der Blick auch wieder nicht gewesen. Genau genommen hatte ich mich vergewissert, dass ich mit meiner Entdeckung allein war. Der Garten hinter dem Haus endete an einem Bächlein, über das ein Holzsteg führte. Rechts grenzte der Garten an die alte Burgmauer, links fasste ihn ein Zaun ein, der sich um das Grundstück bis zur Mauer herumzog. An der Burgmauer standen mächtige alte Bäume, zwischen die eine Hängematte gespannt war. Buchsbaum säumte die Beete, das alles sah altmodisch und gediegen aus und ein bisschen verwahrlost. Unter den Bäumen lagen abgebrochene Äste herum, der Buchsbaum hätte einen Fassonschnitt vertragen können, und auf den Wegen zwischen den Beeten wuchs Gras.

Das ganze Anwesen hatte die Form einer Bocksbeutelflasche, wobei der Hals der Flasche recht lang gezogen war und die Einfahrt bildete; eine leicht geschwungene Einfahrt, die direkt an der Burgmauer entlangführte und sich zu einem unregelmäßigen Platz vor dem Haus erweiterte, der von schmutzigem Kies bedeckt war.

Ich musterte meine Tochter. Sie sah immer noch erbarmungs-

würdig blass aus, und unter den Augen lagen dunkle Schatten. Der Arzt hatte Luftveränderung verordnet und an die Schweizer Berge gedacht. Aber da war uns Tante Ellas Ableben dazwischengekommen, und ich hatte gedacht, hier am Rand der zivilisierten Welt musste die Luft doch auch frisch und gesund sein.

Die Wiese hinter dem Haus sah sehr saftig und grün aus, überhaupt sah die ganze Gegend saftig und grün aus, es gab nicht nur den Bach hinterm Haus, sondern auch einen Fluss, die Dinkel, und einen Bach, der Donau hieß, und einen namens ...

Vielleicht wäre die Frage nach der Anzahl der Schafe unrettbar in einen Streit ausgeartet, da traf uns ein Laut, den ich zunächst nicht einordnen konnte.

Sicher war nur, dass er mich von hinten erreichte.

Ich drehte mich um, da hörte ich ihn schon wieder. Kein Zweifel, das siebenunddreißigste Schaf musste sich in unseren Garten verirrt haben. Das hatte Meggie uns wahrscheinlich sagen wollen. Nun erkannte ich immerhin, dass die Sicht in den Garten begrenzt war, was daran lag, dass das Gelände abschüssig war. Daher hatte der Regen auch so viel Erde wegspülen können. Man sah von hier aus eher über den Garten hinweg. Immerhin fiel mein Blick durch das Dielenfenster hinten auf etwas Weißes, Wuscheliges, das ich als die obere Hälfte eines Schafkopfes erkannte.

Ein Schaf im Garten kam mir im Augenblick ungelegen. Ohne auf unsere Besucherin zu achten, hastete ich in den offenen Anbau und rannte auf der anderen Seite hinaus.

Es hatte aufgehört zu nieseln, zaghaft lugte ein Sonnenstrahl durch die Wolken.

Das Schaf stand heiser blökend mitten in einem der Beete, nicht weit von einem schwarzen Plastikeimer, der als Fremd-

körper aus dem Gurkenlaub ragte. Kaum war ich aufgetaucht, setzte es sich in Bewegung, direkt auf mich zu. Nur stand der Eimer im Weg. Im Geist sah ich bereits, wie das Schaf ihn umwarf.

»Husch!«, schrie ich und wedelte mit den Armen.

Das Schaf schrak zusammen und machte einen Satz näher auf den Eimer zu. In meinem Kopf wirbelten die Möglichkeiten durcheinander. War der makabre Fund überhaupt zwischen den Gurken erkennbar? Würde das Schaf etwa drauftrampeln, wenn es erst einmal den Eimer aus dem Weg geräumt hatte? War die Entdeckung, dass wir, Meggie und ich, einen Garten mit Leiche geerbt hatten, nun unausweichlich?

Jemand stürmte an mir vorbei. Es war meine neue Bekanntschaft. Den Schirm musste sie im Anbau gelassen haben. Im Laufen riss sie die Kittelschürze auf und nutzte die Seitenteile als eine Art Flügel. So flatterte sie auf das Schaf zu, das seitwärts auswich und über die nächste Buchsbaumhecke sprang. Der Eimer fiel um, aber das bemerkte die Frau nicht, denn sie war voll auf die Jagd konzentriert. Das Schaf trat den Rückweg an und strebte nun auf das offene Törchen zu, das auf den Steg und die Wiese hinausführte. Vielleicht hätte ich von der anderen Seite kommend den Rückzug unterstützen sollen, aber ich hatte nur Aufmerksamkeit für den Eimer. Ich grapschte danach und stellte ihn wieder an die richtige Stelle. Unterdessen nahm das Schaf einen neuen Anlauf, den Garten zu erobern. Vielleicht war das Grün hier saftiger als auf der Wiese. Immerhin wuchs in einem der Beete eine Art Blattsalat. Aber am Salat zeigte es kein Interesse, an meinem Eimer schon, denn es galoppierte wieder auf mich und den Eimer zu.

Ich hab's nicht so mit Tieren, ich hatte nie das Bedürfnis nach einer Katze oder einem Hund als Gefährten, und Reiten hatte ich auch nicht lernen wollen.

Tiere haben doch Instinkte. Warum erkannte das Schaf nicht, dass ich nichts mit ihm zu tun haben wollte? Dass ich sogar Angst vor ihm hatte.

Waren die Schafe hier noch dümmer als anderswo?

Unsere Besucherin näherte sich flügel Schlagend von der Seite, ich sank auf den Eimer und griff mir ans wild klopfende Herz. Meinen Posten würde ich nicht mehr verlassen, selbst wenn das Schaf über mich hinwegtrampeln würde. Ich schloss vor lauter Qual die Augen. Um mich herum tobte die Jagd und verzog sich den Geräuschen nach schließlich in Richtung Törchen.

Ich hörte, wie das Törchen eingeklinkt wurde, erst dann öffnete ich wieder die Augen.

Die Gefahr war gebannt. Zumindest, was das Schaf betraf.

Meine Besucherin strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und nestelte mit der anderen Hand am obersten Knopf ihres Kittels. Sie schien mir nun ein bisschen verlegen. Ich erinnerte mich, flüchtig eine große weiße Unterhose und einen großen, stramm sitzenden Büstenhalter erblickt zu haben, und begann, über die merkwürdigen Sitten auf dem Land nachzudenken. Wie gesagt, ich stamme aus einem konservativen Elternhaus. Aufgewachsen bin ich in Düsseldorf, ging aber zum Studienabschluss nach Berlin. Dort lernte ich, mich vom unkonventionellen Benehmen anderer nicht irritieren zu lassen. Aber selbst meine exzentrischsten Freundinnen und Freunde würden sich nicht so freizügig benehmen, außer sie waren stockbetrunken. Lag das Verhalten meiner Besucherin vielleicht an der Witterung? In Berlin war es nie so schwül, heiß ja, aber nicht schwül. Führte das Wetter hier noch zu anderen Auswüchsen? Nur zu genau war ich mir dessen bewusst, was sich unter mir befand.

Meine Besucherin hatte sich nun den Kittel fertig zugeknöpft,

bückte sich und fieselte eine Gurke aus dem Grün. Sie hielt sie hoch.

»Die sehen gut aus«, erklärte sie.

Ich schauderte.

Die Gurke kam mir vor wie ein emporgereckter grüner Leichenfinger.

Hinten auf der Wiese gesellte sich der Ausreißer wieder zu seinen Artgenossen. Wieso hatte das Schaf überhaupt in den Garten gelangen können? Ich war mir ziemlich sicher, dass das Törchen korrekt geschlossen gewesen war, als ich die Gurken pflückte.

»Falls Sie welche haben möchten, bitte, bedienen Sie sich«, bot ich mit matter Stimme an und sehnte mich nach einem Schnaps oder Cognac, der meine Nerven beruhigte. »Jetzt haben Sie bei mir was gut. Schließlich haben Sie mich von dem Schaf befreit. Ohne Sie hätte ich das nicht geschafft.«

»Das war doch nicht der Rede wert.«

Sie bäugte mich abschätzend.

»Ich kenne mich halt aus mit Schafen«, fuhr sie fort, da ich nichts mehr sagte. Die Verlegenheit der Frau wurde noch ausgeprägter. Sie strich mit einer Hand über die Knopfleiste ihrer Kittelschürze. »Wissen Sie, Sie müssen ja sonst was von mir gedacht haben, als ich gerade ...« Sie druckste herum.

Also war es hier nicht üblich, halb entkleidet Schafe durch einen fremden Garten zu jagen? Vielleicht hatte sie sich den Kittel aufgerissen, weil sie dringend Abkühlung brauchte? Das konnte ich nachvollziehen, mir perlte ja selbst der Schweiß von der Stirn.

Ihre Stirn sah trocken aus.

Ich lächelte ihr gütig zu. Wenn sie doch bloß verschwände und mich endlich mit meinem Problem allein ließe. Immer dringender meldete sich der Wunsch, mich mit der Sache

nüchtern auseinanderzusetzen. Kaffee wäre mir nun auch recht, selbst ohne einen Schuss Cognac, doch ich befürchtete, nicht mal ohne Schwindelanfall vom Eimer hochzukommen. Ich fühlte mich müde, geradezu hundemüde, und gereizt. Mir war elend zumute, und ich tat mir überaus leid.

»Aber wenn Sie nichts dagegen haben, pflücke ich mir gern ein paar Gurken, es sind ja auch viel zu viele für Sie und Ihre Tochter, wo Sie doch aus der Stadt kommen, oder legen Sie ein? Kann ich mir irgendwie nicht vorstellen«, fuhr meine Besucherin skeptisch fort und sagte dann etwas Schreckliches:

»Am besten geben Sie mir den Eimer.«

Starr vor Schreck glotzte ich sie an.

»Bitte?«

»Der Eimer, Sie sitzen drauf.«

»Ja.« Ich rührte mich nicht.

Trotz der Hitze fühlte ich mich wie in Eis getaucht. Ich begann zu zittern.

»Soll ich Ihnen aufhelfen?«

Ich kam mir vor, als ob ich in Treibsand stecken würde.

Die Frau streckte die Hand nach mir aus. Eine solide, abgearbeitete Hand mit Altersflecken, Runzeln und breiten, schlecht gepflegten Fingernägeln, so urtümlich und vertrauenerweckend wie das ganze öde Land hier. Aber ich ließ mich nicht darauf ein, nach ihr zu greifen, da sie sich vor meinen Augen in die Klaue eines Untiers verwandelte. Sobald ich nach ihr griff, käme ich zwar aus dem Treibsand heraus, würde aber sofort gefressen.

Meine Mutter meinte immer, ich hätte zu viel Phantasie und sie wüsste nicht, von wem.

Ich schüttelte den Kopf.

»Mein Gott, Sie zittern ja!«, sagte sie. »Hat Sie das Schaf so erschreckt? Sie leben in einer Großstadt, in der Messerstecher-

reien unter Ausländern zum Alltag gehören, erschrecken aber vor einem harmlosen Schaf?«

Ich sah ihr in die Augen und wusste genau, was in ihr vorging. In Gedanken spulten wir beide in Windeseile, aber hemmungslos sämtliche Vorurteile über das Großstadt- beziehungsweise Landleben ab, ganz gleich, wie abgestanden sie mittlerweile waren.

Ich riss mich zusammen. »Ich wohne in einem friedlichen Viertel, das Schlimmste, was bei uns passiert, ist Autoklau.« Das aber fast täglich, hätte ich hinzufügen können.

Woher wusste sie, wo ich lebte?

»Wissen Sie was?«, fuhr ich beherzter fort. »Ich bringe Ihnen später die Gurken vorbei, Sie müssen sie nicht selbst pflücken. Sie brauchen mir nur zu sagen, wie viel Sie davon haben wollen.« Je länger ich sprach, desto mehr erwärmte ich mich für die Idee. So würde ich mit Anstand die Frau *und* die Gurken los. Der Salat hatte Meggie ebenso gut wie mir geschmeckt, und bestimmt wollte sie, dass ich morgen wieder welchen zubereitete. Aber das hätte ich nicht über mich gebracht. Nie wieder Gurkensalat!

»Ach was, ich nehme sie jetzt mit, dann kann ich sie gleich einmachen.«

»Einmachen?«, echote ich verblüfft.

»Ja, wissen Sie das denn nicht? Das sind Einlegegurken. Ehrlich gesagt, bin ich erstaunt, dass Ihre Tante die hier angebaut hat. Was wollte sie mit so vielen Gurken? Sonst hat sich immer einer meiner Neffen um den Garten gekümmert, aber dieses Jahr nicht. Wissen Sie, er hat einen kleinen Gartenbaubetrieb. Ihre Tante hat immer nur Blumen haben wollen. Aber dieses Jahr ... Das sind wirklich viele Gurken, möchte wissen, was sie als Dünger genommen hat.«

Ich hätte sie aufklären können.